

Leonhard Wagner und Nikolaus Bertschi unmittelbar nach einem St. Galler Auftrag tätig wurden.

Die weite Verbreitung der St. Galler Sequenzen östlich des Rheins wäre wahrscheinlich nicht zustande gekommen, wenn sie nicht Eingang in die Liturgie des Reformklosters Hirsau gefunden hätten. Wie in den anderen Teilen der vorgelegten Studie ist auch hier die profunde Handschriftenkenntnis des Autors der Schlüssel für das nähere Verständnis. Demnach scheint die Vermittlung nicht direkt aus dem Galluskloster, sondern über St. Emmeram in Regensburg erfolgt zu sein, wo Abt Wilhelm von Hirsau (1069–1091) als Oblate sozialisiert wurde. Wohl aufgrund der spezifischen Schultätigkeit des Steinachklosters strahlte St. Gallen selbst mehr in die Kathedralen als in Klöster aus. Außer den Benediktinern haben insbesondere auch die Prämonstratenser die Sequenzen rezipiert. Nach Westen hingegen sind nur einzelne Stücke, insbesondere die bekannte Pfingstsequenz *Sancti spiritus assit nobis gratia*, gelangt. Schließlich zeigt Felix Heinzer noch bemerkenswerte Beispiele, in denen Notkers Texte in anderen Kunstwerken Wiederhall fanden.

Führt man sich die Fülle des von Felix Heinzer gehobenen Materials vor Augen, wirkt es direkt unwahrscheinlich, dass das Konzil von Trient dieser reichen Blüte so ohne Weiteres ein Ende setzen konnte. Heinzer stellt zu Recht die Frage, wie es zu einem solchen abrupten Ende kam. Vermutlich hat sich hier gerächt, dass die Sequenzen Notkers in West- und Südeuropa nie vergleichbare Übung gefunden hatten und die deutschen Stimmen aufgrund der Reformation geschwächt waren. Die poetische und spirituelle Qualität dieser Texte hat es jedenfalls verdient, dass sie ihren Platz im kulturellen Gedächtnis behalten, und Felix Heinzer sei für einen wichtigen Beitrag hierzu gedankt. Rupert Schaab

Elmar HOFMANN, *Armorial in medieval manuscripts. Collections of coats of arms as means of communication and historical sources in France and the Holy Roman Empire (13<sup>th</sup>–early 16<sup>th</sup> centuries)* (Heraldic Studies, Bd. 4). Ostfildern: Thorbecke 2022. 377 S., 46 Abb. und Grafiken. ISBN 978-3-7995-1554-2. Geb. € 58,-

Da die Einleitung zu diesem Band sogleich damit beginnt, die Verdienste des Rezensenten hinreichend zu würdigen, sind alle Voraussetzungen für eine positive Besprechung erfüllt. Aber dies ist nicht der einzige Grund dafür, dass es wirklich eine solche ist. Es freut ihn, dass endlich die Frage systematisch angepackt wird, was Wappenbücher und Wappenrollen in Handschriften (also nicht auf Gegenständen und Bauten) eigentlich aussagen und was der Historiker, der nicht nur sein eigenes Wappen darin sucht oder die von den Siegeln verweigeren Farben, aus ihnen lernen kann.

Erst seit zwei Generationen hat die Universitätsgeschichtsschreibung Wappen und Wappensammlungen ernstgenommen, zunächst in Frankreich in den Arbeiten von Michel Pastoureau (1979) und Laurent Hablot (der ihm 2016 an der École Pratique des Hautes Études in Paris nachfolgte (2001), dann seit denjenigen von Paravicini (1987), Christof Rolker (2014), Gert Melville (1992) und dessen Schüler Torsten Hiltmann (2011) in Deutschland, der nun wiederum im Rahmen seiner Forschergruppe „Performanz der Wappen“ (in Münster bis 2020) der Betreuer von Elmar Hofmanns hier vorliegender Dissertation gewesen ist. Die niederländischen Forschungen Wim van Anrooij verdienen in diesem Zusammenhang besonders hervorgehoben zu werden, auch wenn sie sich vorwiegend dem Herold Gelre (1990) und nicht den Wappensammlungen widmen. Und die Arbeit der Nicht-Universitätshistoriker wie Léon Jéquier in der Vergangenheit und von Steen Clemmensen in der

Gegenwart (dem sich Hofmann sehr verpflichtet weiß) war und ist bahnbrechend. Hablot und Hiltmann haben sich zusammengetan, um die Reihe der „Heraldic Studies“ zu begründen (die somit auf Französisch oder Deutsch als Wissenschaftssprache verzichtet); sie ist mit dem vorliegenden bei ihrem vierten Band angekommen (Bd. 1, 2018: *Heraldic artists and painters*; Bd. 2, 2018: *Steven Thiry: Matter(s) of state. Heraldic display and discourse in the early modern monarchy (c. 1480–1650)*; Bd. 3, 2020: *Heraldry in medieval and early modern state rooms*). Aus dem Kreis um T. Hiltmann sind bereits hervorgegangen Hiltmanns eigene Dissertation über Heroldskompendien (2011) und die Dissertation seines Schülers Nils Bock über die Herolde im römisch-deutschen Reich (2015).

Hofmann vermeidet schon im gewundenen Titel seines Buches den vermeintlich eindeutigen Begriff des Wappenbuchs, da er weit über reine Wappensammlungen hinausgeht, bis hin zu Einzelwappen. In seiner Untersuchung von 135, auf S. 298–341 einzeln angeführten Handschriften sehr verschiedener Art, will er zeigen, dass Sammlungen von Wappen in mittelalterlichen Manuskripten einerseits Kommunikationsmittel waren und andererseits wertvolle historische, nicht nur heraldische Quellen. Das heißt teils offenstehende Türen einrennen, desto gespannter ist man auf das Resultat. In sieben Kapiteln und einer ausführlichen Zusammenfassung handelt Hofmann seinen Gegenstand ab. Behandelt wird die Zeit vom 13. bis beginnenden 16. Jahrhundert, geographisch das römisch-deutsche Reich, ohne Reichsitalien, aber einschließlich der gesamten Niederlande, dazu Frankreich und Burgund. Dafür, dass England ausgeschlossen wurde, jenes Quellland früher Heraldik und heraldischer Forschung und der nach Wappenbildern geordneten „Ordinaries“, werden S. 30 „practical reasons“ angeführt, was die Enttäuschung über diese Entscheidung nicht beruhigen kann, so wie ehemals über den Ausschluss Frankreichs aus Thorsten Huthwelkers Buch über Rang in Wappenbüchern (2013). Hätte nicht weniger mehr ermöglicht? Wäre nicht wenigstens die sogenannte „Almain Roll“ im Londoner College of Arms mit interessanten Standesbezeichnungen heranzuziehen gewesen?

Kap. 1 leitet ein und gibt den Forschungsstand wieder, Kap. 2 skizziert die neue Perspektive auf Wappen in Handschriften, Kap. 3 stellt die Besonderheit von Handschriften im Unterschied zu gedruckten Wappensammlungen vor: Jede Handschrift ist ein Unikat mit eigener Geschichte und eigener Absicht, und frühneuzeitliche Abschriften müssen als solche behandelt und dürfen nicht mit den mittelalterlichen Vorbildern verwechselt werden. Kap. 4 enthält eine Kasuistik der möglichen Bedeutungen, die Wappen in Handschriften haben können, nicht weniger als sechzehn an der Zahl, dazu zählen auch Ereignisse wie datierbare Turniere, Kriegszüge, Schlachten, Beisetzungen, das Konzil zu Konstanz und anderes mehr (S. 131–134), oder die Quaternionen, zwölf Pairs, Neun Helden (S. 134–141). Kap. 5 stellt die Wappen in ihren sozialen Zusammenhang: Auftraggeber, Ausführende, Benutzer („consumer“), wobei deutlich wird, dass Herolde (S. 184–189) weder als die einen noch die anderen in der Mehrzahl sind, und städtische Oberschichten sich intensiv beteiligen. Kap. 6 stellt die verschiedenen visuellen Darstellungsformen vor, und Kap. 7 beschäftigt sich mit den unterschiedlichen Absichten, die zum Einsatz von Wappen führten: Bewahrung und Weitergabe von Wissen, Gedächtnis, Identität, Anspruch.

Nicht ganz entgeht der Autor der Versuchung, den nicht-professionellen Vorgängern methodische Einfalt vorzuwerfen. Ja, einzelne und kleine Gruppen von Wappen in Handschriften sind nicht nur Dekoration und Illustration. Sie sprechen eine eigene Sprache, und gerade diese Art von Wappen darf niemals losgelöst vom umgebenden Text betrachtet werden. Den entscheidenden Fortschritt bei der Betrachtung des Wappenbuchs „Bellenville“

brachte aber der Elektroingenieur Léon Jéquier im Jahre 1983, auf den Ergebnissen von Paul Adam-Even (auch er als Richter ein „Amateur“) aufbauend, indem er erkannte, dass weite Teile Ereignisse spiegeln und nicht irgendwelche unstrukturierte Sammlungen darstellen. Die entsprechenden Arbeiten zum Wappenbuch Gelre stehen noch aus.

Der Autor verdient hohe Anerkennung für den methodischen Umgang mit den Quellen und die Beschreibung der Unterschiede, die am Einsatz von Wappen in den sehr verschiedenen Umständen zu beobachten und zu beachten sind. Abbildungen in Farbe und Graphiken vermitteln Anschauung. Lediglich der Index fehlt. Hofmann kennt die Literatur und hat sehr viele Handschriften konsultiert, von denen die meisten inzwischen auch am Bildschirm zugänglich sind. Unterschiede zwischen „deutschen“ und „französischen“ Traditionen treten zu Tage: dort gibt es die „marches d’armes“, die den Wappenkönigen den Titel geben (S. 120–126), dort so gut wie nicht, vielmehr politisch-dynastische Einheiten. Neben der Antwort auf die Frage, wozu denn nun mehr oder minder reine Wappenbücher dienen („armorial books“ nennt Hofmann sie, S. 68), bleibt auch sonst noch einiges zu tun: Keine einzige Handschrift wird vollständig und exemplarisch durchdekliniert, am ehesten noch Conrad Grünenbergs Wappenbuch von 1473, S. 36–39, das Botenbuch vom Arlberg, S. 61–63, „Berry“, S. 92–99, „Breton“, S. 100–103, André de Rineck, S. 117–120, das Braunschweiger „Schichtbuch“, S. 251–257 und 265 f., Hector Mülichs und Hans Gossembrots Exemplar der Augsburger Chronik, S. 259–264 und passim.

Es gibt hier keine Gebrauchsanweisungen mit fertigen Antworten, sondern Anleitungen, auf welchem Weg sich die Fragen am konkreten Objekt beantworten lassen. More often than not sind Wappen in den mittelalterlichen Handschriften unbezeichnet, und selbst wenn sie es mit Namen und Land sind, beginnt die Wappenfolge erst dann zu sprechen, wenn aufwendige Personenforschung festgestellt hat, welches Individuum sich hinter dem Namen verbirgt und was es mit den anderen verbindet oder trennt. Wappenforschung ohne Prosopographie ist nahezu sinnlos, das macht sie so schwierig und aufwendig. Dass die Heraldiker bislang nur unvollkommen diesen Weg gegangen sind, ist ihnen nicht zum Vorwurf zu machen. Aber künftige Editoren werden um aufwendige Personenforschung und methodische Umsicht, wie sie hier gelehrt wird, nicht herumkommen. Auch muss der Historiker die heraldische Fachsprache (welcher Nationalität? am besten mehrerer) lernen, sonst vermag er ein Wappen nicht angemessen zu beschreiben.

Schon jetzt aber kann jeder seinen Blick schärfen und am Beispiel einer Fülle von Handschriften Grundinformationen lesen und begreifen, dass dem Historiker ein neuer Quellentyp zur Verfügung steht. Dem direkten Zugriff entzieht er sich. Den Schlüssel zum komplizierten Schloss aber liefert Hofmann. Dafür gebührt ihm unser aller Dank.

Werner Paravicini

Katharina LICHTENBERGER, Mathias von Neuenburg und die Gegenwartschronistik des 14. Jahrhunderts im deutschen Südwesten (Historische Studien, Bd. 515). Husum: Matthiesen 2021. 468 S. ISBN 978-3-7868-1515-0. Geb. € 59,-

Nachdem sich die Mediävistik lange Zeit fast ausschließlich der früh- und hochmittelalterlichen Chronistik gewidmet hat, ‚boomt‘ inzwischen eine internationale Historiographieforschung, die sich mit der spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung beschäftigt. In diesen Forschungstrend passt sich die Heidelberger Dissertation von Katharina Lichtenberger ein, welche die Gegenwartschronistik im deutschsprachigen Südwesten in den Blick